Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 19. Bromberg, den 11. Februar 1925.

Das Spiel mit dem Tode.

Roman von Hans Schulze.

(2. Fortsetzung.)

„Kinder, wie ist das heute wieder wunderschön!"

Die kleine Eva Knauff hatte das Fenster der großen Siebenlindner Giebelstube weit aufgestoßen und schwang sich mit einem kühnen Satz zum Fensterbrett hinauf.

Der Morgenwind sang in den alten Lindenkronen sein leise klingendes Lied, und ein köstlicher Lindenduft zog mit der lustig hereinbrechenden Sonnenhelle bis in den Hintergrund des weiten Raumes, in dem drei schmale Mädchenbetten an den einfach weißgekalkten Wänden standen.

„Du bist ein richtiger Quälgeist!" schalt die ältere Schwester Else, ein leises Gähnen unterdrückend. „Die ganze Pensionszeit über hatte ich mich darauf gefreut, die ersten drei Tage zu Hause einmal bis zum Mittag ausschlafen zu können!"

Damit legte sie ihren hübschen dunklen Kopf unmutig in die Kissen zurück und zog die Decke bis zur Nasenspitze herauf.

Die kleine Eva war bei den letzten Worten der Schwester in der ganzen quecksilbernen Munterkeit ihrer vierzehn Jahre bereits wieder vom Fenster hinabgeglitten und patschte jetzt auf bloßen Füßen über die ausgetretenen Dielen.

„Darf ich noch ein bißchen zu dir ins Bett kommen, Lore?" bettelte sie. „Du hast ja schon so lange nicht mehr bei uns geschlafen!"

Lore lächelte.

„Meinetwegen," sagte sie, näher zur Wand rückend. „Du Unband gibst ja sonst doch keine Ruhe!"

Dann lagen sie ein Weilchen ganz still und lauschten auf die leise Rätselmusik der Einsamkeit, in der zuweilen die Schlagfanfaren eines Finkenpärchens wie ein helles Jauchzen emporschmetterten.

„Du, Lore," nahm Eva nach einer Weile wieder das Wort, „ist es nun wirklich schon ganz fest ausgemacht, daß du Neudietersdorf für immer verläßt?"

„Ja, Kind, sobald die Gräfin reist! Sie nimmt mich vorläufig mit nach Wien. Dann will ich weitersehen. Ich habe ja keine Heimat mehr!" fügte sie leise hinzu.

„Lore!"

In zärtlicher Aufwallung schmiegte sich die Kleine enger an die Freundin.

„Du kannst doch immer bei uns in Siebenlinden bleiben. Großvater hat es erst gestern wieder gesagt!"

Lore schüttelte den Kopf.

„Nein, Evchen, das geht nicht! Ich mag niemand zur Last fallen. Auch ist mir Neudietersdorf seit Onkel Leos Tode verleidet. Er war immer von Herzen gut zu mir, und ich werde es ihm nie vergessen, wie er sich meiner angenommen hat, als meine Mutter gestorben war und ich ganz allein in der Welt stand. Aber bei Tante Sibylle das Gnadenbrot essen, dazu bin ich zu stolz!"

„Ich weiß nicht, was du eigentlich gegen deine Tante hast, ich finde sie entzückend."

Ein bitteres Lächeln spielte um Lores Lippen.

„Gewiß, ich kann mich nicht beklagen, sie ist stets gleichmäßig liebenswürdig zu mir, und doch steht es wie eine trennende Wand zwischen uns. Das habe ich vom ersten Tage an gefühlt, als mich Onkel Leo ins Schloß nahm. Und ich glaube, auch sie wird froh sein, wenn ich erst das Haus verlassen habe!"

Ein großer Schwalbenschwanz, schwarzgelb und zu prächtigen Arabesken ausgezackt, wehte in diesem Augenblick mit dem Duft des Lindenblühens herein, setzte sich mit zierlich gefalteten Flügeln auf das Bett der beiden Mädchen und flüchtete dann wieder zum Fenster hinaus.

Lore sah ihm sehnsüchtig nach, wie er langsam in das seidene Blau des schmalen Himmelsausschnittes hineinschwand, dann richtete sie sich empor und strich sich eine widerspenstige Locke aus der Stirn.

„Wir reisen vielleicht schon in nächster Zeit!" sagte sie. „Bis jetzt habe ich Tante Sibylle noch immer bei der Ordnung der Hinterlassenschaft helfen müssen, aber gestern ist ja der neue Sekretär eingetroffen!"

„Ach, richtig, Herr Doktor Hauffe! Wie sieht er aus, Lore? Du kennst ihn ja schon! Ist er mein Typ, so wie Herr von Rhaden?"

Lore lächelte.

„Unsere Bekanntschaft war bisher nur sehr flüchtig. Aber ich kann dich beruhigen. Er ist ein sehr hübscher Mensch von ausgezeichneten Formen. Eigentlich gar nicht so wie ein einfacher Doktor!"

Die Kleine hatte ihr schlankes rechtes Bein zur Decke herausgestreckt und spielte mit den rosigen Zehen.

„Ich schwärme für Herrn von Rhaden!" sagte sie dann. „Als ich gestern ganz allein auf den See hinausschwamm, flog sein Albatros gerade über mich hinweg. Es war zu wonnig. Überhaupt Flieger! Flieger sind Adelsmenschen, hat mir Lotte Aders erst noch neulich geschrieben. Und die muß es doch wissen, sie ist ja mit einem Flieger heimlich verlobt!"

„Es ist hohe Zeit, daß du auch einmal in Pension kommst!" ließ sich jetzt die ältere Schwester, noch ein wenig verschlafen, vernehmen. „Was hast du Kiekindiewelt schon nach den Männern zu sehen!"

„Erlaube, ich werde im September fünfzehn!" fuhr Eva kampflustig auf. „Und in Pension brauche ich überhaupt nicht, hat mir Großvater schon zehnmal versprochen. Wenn ich im Herbst eingesegnet bin, bin ich ein fertiger Mensch!"

Dann war sie mit einem einzigen Satze zum Bett hinaus, daß ihr die langen blonden Wickellocken lustig um das runde Kindergesicht tanzten.

„Und jetzt wird aufgestanden!" befahl sie. „Sonst gibt es einen Mordskrach, wenn uns Großpapa nicht am Frühstückstisch findet!"

Amtsrat Knauff kam aus der Schirrkammer und ging mit hallenden Schritten den langen, hochgewölbten Mittelgang des Schweinestalles hinab, wo die jungen Ferkel, den Kopf in das Stroh der engen Buchten eingewühlt, satt und schläfrig in die Mittagsstille grunzten.

Die kleine Eva hatte sich dem Großvater an den Arm gehängt und berichtete mit heißen Wangen über die letzten Erträgnisse der Hühnerfarm, die ihr seit einem halben Jahr zur selbständigen Verwaltung überwiesen worden war.

Sie reichte dem hünenhaften alten Herrn kaum bis zur Schulterhöhe, als er jetzt mit ihr wieder in die blendende Sonnengrelle des Hofes hinaustrat, dessen mächtige Verhältnisse einen Begriff von dem Umfang des Gutes gaben.

„Hast wohl Lore zu Ehren bei Fräulein Sperling wieder einmal die Schule geschwänzt?" meinte er gutgelaunt. „Na, schadet nichts! Ich habe mir den Kopf auch nicht mit allzu viel Wissenskram beschwert und bin doch ein ganz tüchtiger Landwirt geworden!"

Und mit freudigem Stolze umfaßte sein Blick die blitzblanke Backsteinfront der neuen Wirtschaftsgebäude, die jetzt statt der einstigen baufälligen Lehmmauern das langgedehnte Geviert des Hofplatzes weithin umzogen. —

Ein alter Mann in einer verschossenen, ehemals grünen Livree trat in diesem Augenblick aus dem Kücheneingang des Herrenhauses und wackelte bedächtig an dem Aufmarsch der Wagen und Arbeitsmaschinen vorbei auf die Gegend der Stallungen zu.

„Ein fremder Herr wünscht den Herrn Amtsrat zu sprechen!“ rapportierte er dann mit einer mißglückten Andeutung von militärischer Haltung. „Er sagte, er hätte keine Karte bei sich und wollte sich dem gnädigen Herrn persönlich vorstellen!“

„Ist es ein Weinreisender oder ein ähnlicher verdächtiger Zeitgenosse?“ examinierte der Amtsrat scharf. „Dann Gnade dir Gott, Christian!“

Ein pfiffiges Grinsen glitt über das hundertfach gefurchte Gesicht des Alten.

„Ich glaube nicht! Er ist ein sehr lustiger junger Herr. Und er hat mir fünf bare Mark geschenkt. Zur Aufmunterung, wie er meinte!“

Der Amtsrat lachte, daß das Echo aus allen Stallwinkeln dröhnend widerhallte.

„Scheint ja ein Menschenkenner zu sein! Na, dann komm, Eva! Wollen den interessanten Fremdling einmal etwas näher in Augenschein nehmen!“

Und mit einem lustigen Griff packte er den langen, dicken Zopf seines Enkeltöchterchens, das mit sachverständiger Miene das abenteuerliche Gestell einer Kroskillwalze musterte. — —

Unterdes stand Walter Ralff am Fenster des amtsrätlichen Arbeitszimmers und wartete.

Durch die schräggestellten Jalousiestäbe stahl sich zuweilen ein Sonnenstrahl und baute eine Brücke von leuchtenden Staubatomen zu dem riesigen Schreibtisch hinüber, der unter Bergen von Holz- und Korntabellen, von Abrechnungen und Lohnlisten und hochgetürmten Aktenstößen der Verhandlungen des Kreisausschusses und Provinziallandtages fast vollständig verschwand.

Ein Zug traulicher Gemütlichkeit lag trotz des strengen Arbeitscharakters über dem kleinen Raum, in dessen kühldunklen Luftton die Vormittagszigarre des Hausherrn noch leise nachdämmerte. — —

„Womit kann ich Ihnen zu Diensten sein?“

Die mächtige Gestalt des Amtsrats füllte beinahe die ganze Breite der Tür.

Walter reckte sich unwillkürlich höher.

„Ich bitte um Verzeihung für diesen plötzlichen Überfall. Mein Name ist Ralff, Walter Ralff! Ich bin der jüngste Sohn des Domänenpächters Ralff auf Groß-Gondern bei Allenstein.“

„Walter Ralff, ein Sohn meines alten Freundes Ralff! Das ist ja eine unverhoffte Überraschung!“

Der Amtsrat war erstaunt einen Schritt zurückgetreten; unter seinen buschigen Brauen schoß ein scharf beobachtender Blick auf das Gesicht seines Gegenübers; dann schlossen sich seine gewaltigen Hände wie ein Schraubstock um Walters schmale Rechte, und er schüttelte sie, als ob er sie aus allen Gelenken reißen wollte.

„Seien Sie mir herzlich willkommen in Siebenlinden“, sagte er dann. „Und nun nehmen Sie erst einmal Platz und erzählen Sie mir, wie Sie eigentlich in diesen entlegenen Weltwinkel verschlagen worden sind.“

Damit geleitete er seinen jungen Gast zu einem uralten Roßhaarsofa und warf sich selbst mit der ganzen Wucht seines schweren Körpers in eine Ecke, daß das ehrwürdige Möbel in allen Fugen entrüstet aufkrachte.

„Im Grunde bin ich durch einen Zufall zu Ihnen gekommen, Herr Amtsrat. Einer meiner Freunde hat eine Stellung als Privatsekretär bei der Baronin von Rhaden angenommen und mir soviel von den Schönheiten Neudietersdorfs vorgeschwärmt, daß ich mich kurzerhand zu einer Studienfahrt hierher entschlossen habe. Ich bin nämlich ein wenig aus der Art geschlagen und unter die Maler gegangen.“

Der Amtsrat nickte.

„Ich weiß, ich weiß. Ihr Vater war ja anfangs gar nicht damit einverstanden. Später hat er dann aber wohl eingelenkt. Wenigstens erzählte er mir noch auf der letzten landwirtschaftlichen Woche, der Bengel, verzeihen Sie das harte Wort, verdiene mit seiner Pinselei mehr Geld als er mit seiner ganzen verdammten Klitsche.“

Walter lächelte.

„Nun ja, ich habe meinen Weg gemacht; aber so recht ausgesöhnt war der Alte doch erst, als ich ihn zum vorigen Weihnachtsfest mit einem Bilde von Mutter überraschte.“

Ein Zug von Rührung trat in das verwitterte Gesicht des Amtsrats.

„Ja, Ihre liebe Frau Mutter lebt noch, und ich stehe schon seit einem Menschenalter allein. Dann mußte auch mein einziger Junge daran glauben und seine arme Frau. Sie starben vor sechs Jahren kurz hintereinander an Typhus und ließen mir als Erbschaft ihre beiden Kinder zurück, zwei Mädels, mit denen ich seitdem hier in meiner Einöde zusammen hause.

Aber wir wollen nicht in der Vergangenheit kramen. Sie haben doch hoffentlich einen rechtschaffenen Hunger mitgebracht und bleiben selbstverständlich bei uns zu Tisch. Meine kleine Gesellschaft stirbt ja schon vor Neugier auf den fremden Besuch.“ — — —

In dem großen Siebenlinder Eßzimmer war bereits die gewohnte tägliche Mittagsrunde vollzählig versammelt, als der Amtsrat mit seinem Gast aus dem Kontor herüberkam.

Walter erhielt seinen Platz am oberen Ende der Tafel zwischen dem Hausherrn und Fräulein Sperling angewiesen. Einer ältlichen, kneifergeschmückten Dame, deren Tätigkeitsgebiet in Haus und Familie nicht ganz genau abgegrenzt war.

Ursprünglich nur zur Erziehung der beiden heranwachsenden Mädchen berufen, hatte sie sich allmählich zur Würde der stellvertretenden Hausfrau aufgeschwungen, und der Amtsrat lebte in einer ständigen geheimen Angst, daß sie ihr stilles Annexionsprogramm letzten Endes auch auf ihn selbst ausdehnen und sein friedliches Greisentum eines Tages noch mit einem späten Eheglück bedrohen könnte.

Sie hatte ein auffallend sonores, fast männliches Organ, das zu ihrem puppenhaft zierlichen Figürchen in einem merkwürdigen Gegensatz stand, so daß Walter ein leises Lächeln nicht zu unterdrücken vermochte, als sie ihm zu Ehren das Tischgebet heut mit besonders feierlichen Kehltönen und tragisch falscher Betonung ausstatten zu müssen glaubte.

Dann schwankte der alte Christian mit der weitbauchigen Suppenterrine bedächtig herein, und während der vortreffliche Hochheimer Berg, den der Amtsrat zur Feier des Tages gestiftet hatte, schnell die erste Befangenheit löste, gingen die scharf beobachtenden Augen des jungen Künstlers immer wieder durch die Weite des schlichten Raumes mit den ruhigen Linien seiner wuchtigen Möbel und dem verblichenen Ölgemälde einer längst versunkenen Vergangenheit.

Eine große Glastür führte auf eine gedeckte Terrasse hinaus.

Dahinter erhoben sich die grünen Kastanienmauern des Gutsparks, und ganz in der Tiefe grüßte ein Stück schimmernden, sonnenbeglänzten Blaus, der Neudietersdorfer See.

Und Sonne und Jugend saßen mit zu Tisch: das lichte Goldblond Lore Rhadens neben dem dunkleren Kopf ihrer Freundin Else, in deren Bronzeteint es zuweilen leise aufglühte, wenn ihre Blicke sich mit denen ihres Gegenübers kreuzten.

Else Knauff war ein Jahr lang in Lausanne in Pension gewesen, so ergaben sich für sie und Walter, der im letzten Herbst gleichfalls mehrere Monate am Genfer See gelebt hatte, mannigfache Berührungspunkte.

In lustigem Wortgeplänkel ging die Unterhaltung herüber und hinüber; auch Eva, die der Amtsrat als seinen kleinen Inspektor vorgestellt hatte, mischte sich dann und wann mit einem kecken Witzwort ein.

Sie hatte ihren Platz ganz zu unterst neben dem neuen Gutsvolontär, einem helläugigen, fast weißblonden Jüngling, dem der viel zu hohe und zu enge Stehkragen tiefe Runen in den rotgebräunten Hals einschnitt.

Als angehende Stellvertreterin des Großvaters glaubte sie sich schon von jeher zur Miterziehung des landwirtschaftlichen Nachwuchses von Siebenlinden berufen, und so unterhielt sie ihren unglücklichen Tischherrn denn auch heute mit den Vorzügen des neuen Dibbelapparates zum Einsetzen der Rübenkerne, der tags zuvor aus Berlin gekommen und von ihr bereits in allen Teilen eingehend besichtigt worden war.

Der Nachmittag brachte eine längere Wagenfahrt durch den Wald, und nach dem Abendbrot geleiteten Else und Eva die Freundin noch nach Neudietersdorf hinüber.

Fräulein Sperling hatte sich gleichfalls bald zurückgezogen, so kam es, daß die beiden Herren nach Tisch ganz allein unter dem alten Lindenrund vor dem Hause saßen.

Der Amtsrat erzählte von den schwierigen Verhältnissen, unter denen er das verwahrloste Gut einst von einem Onkel übernommen und mit zäher Geduld und Ausdauer allmählich zu einem Musterbetriebe in die Höhe gewirtschaftet habe; er sprach kurz und knapp, die Freude über die Erfolge jahrzehntelanger, treuer Arbeit klang durch seine stolz-bescheidenen Worte.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen im Kulmer Land.

Von E. Walter.

Siemon.

Nachbarlich von dem Rittergut Slomowo im Thorner Kreise liegt in waldarmer Gegend das Dorf Siemon, welches einstmals als kölmisches Zinsdorf zum Komtureibezirk Althaus mit Unislaw gehörte.

Am Bartholomäitage 1454 verlieh König Kasimir von Polen dem Thorner Bürgermeister Rutcher von Birken für seine Verdienste das Dorf „Scheyman" erblich und zu kulmischem Recht mit der großen und kleinen Gerichtsbarkeit. Alle Besitzer kölmischer Güter waren von der städtischen und Dorfgerichtsbarkeit befreit. Innerhalb ihrer Gutsgrenzen besaßen sie eine ausgedehnte Patrimonialgerichtsbarkeit. Bei der sog. kleinen Gerichtsbarkeit handelte es sich um die Erledigung von Zivilprozeßsachen und Bestrafung von Vergehen und Frevel. Bei der großen Gerichtsbarkeit wurde über „Hals und Hand" entschieden; denn sie ermächtigte zur Verhängung von Todesstrafen oder verurteilte zur Körperverstümmelung.

Rutcher von Birken starb 1485 und seine Witwe schenkte im selben Jahre Siemon der Johanniskirche in Thorn mit der Bestimmung, daß der jedesmalige Propst die Einkünfte zu verzehren hätte, was bis zur Gegenwart der Fall ist. Der Kulmer Bischof bestimmte laut Urkunde vom 24. Juni 1596, daß Verwaltung und Gerichtspflege bei den Kirchengütern dem Thorner Magistrat zur Erledigung übergeben werde. Für die Verwaltung des kirchlichen Eigentums wurde je ein Mitglied aus den ersten beiden städtischen Ordnungen gewählt.

Das heutige bei dem Dorf Siemon gelegene gleichnamige Rittergut bildet mit dem Dorf zusammen eine Ortschaft. Über die Vorgänge bei der Entstehung des Rittergutes Siemon lassen uns die Chroniken im Stich. Höchstwahrscheinlich handelt es sich um Abtrennungen von Bauernhöfen. Wie ehedem gehört dieser frühere Gebietsteil des Dorfes Siemon der St. Johanneskirche in Thorn.

*

Folgende eigentümliche, aber wahrheitsgetreue und interessante Geschichte wissen wir noch über Siemon zu berichten:

Als sich 1812 die „Große Armee" Napoleons auf dem Rückzuge befand, kehrte in Siemon ein Offizier in voller Uniform ein, der seine vorzügliche Rappstute dem Müller im Tauschwege für ein Mittagessen und einen Zivilanzug überließ. Zuchttiere von dieser Stute haben sich im Besitz der Nachfahren dieses Müllers dort bis auf die heutige Zeit erhalten. Im Interesse des neuen Staates mußte aber die letzte Stute aus der Nachkommenschaft jener fremdländischen Rappstute von Anno 1812 abgegeben werden. Nur ein Wallach dieser Art ist heute noch im Besitz des Urgroßenkels. So webt Kriegs- und Waffenlärm oft recht merkwürdige Traditionen.

Wie esse ich Aepfel?

„Sie essen keine Äpfel, Adolf?" fragte Hortense ihren Tischnachbarn.

„O, leidenschaftlich gerne!"

„Sie sind doch nicht unwohl?"

„Durchaus nicht!"

„So nehmen Sie sich diesen. Ich kenne kaum eine bessere Art."

„Ich werde mich hüten!"

„Ja, warum denn?"

„Wills Ihnen erklären, Fräulein Hortense. Sehen Sie — ich hab einen Erbonkel."

„Ach, Ihr Generalonkel?"

„Ja . . . eigentlich nur Generalagent."

„So, so?"

„Dieser Generalonkel spielt in unserer Familie eine sehr maßgebende Rolle."

„Das läßt sich denken!"

„Nun, in Anwesenheit dieses Onkels aß ich einstens einen Apfel, den ich in Gedanken etwas dick schälte. Onkel Generalagent maß mich mit einem strengen Blick, dessen Bedeutung mir nicht sofort klar war. Indessen hielt er mir nachher einen Vortrag darüber. „Weißt du, lieber Adolf," sagte er, „an der Art, wie ein Mensch die Äpfel schält, kann man sein innerstes Wesen schon erkennen. Unmittelbar unter der Schale ist der beste Teil der Frucht. Es gehört — verzeih — eine gewisse Roheit dazu, diesen mit der Schale gedankenlos herunterzusäbeln. Es ist eine Versündigung an der Schöpfung, die ihr bestes Können in diesen Teil verlegt hat. Ich will annehmen, daß du nur infolge augenblicklicher Zerstreutheit diesen Fehler begangen hast. Sonst wäre dies in meinen Augen geradezu ein Zeichen unverbesserlichen Leichtsinnes. Wenn du einmal mehr Lebenserfahrung haben wirst, so wirst du die Menschen wohl auch, wie ich, in zwei Gruppen einteilen, nämlich in solche, die die Äpfel sorgfältig und fein schälen und in solche, die sie dick schälen. Scheinbar eine Geringfügigkeit! Doch es liegt ein tiefer Sinn darin. Die erste Gruppe — das sind diejenigen, auf deren Schultern die ganze Ordnung der Welt ruht, während die andern, die Leichtfertigen, die Gedankenlosen, die Hallodris, eigentlich nur Mitläufer und Mitesser sind."

„Diese Worte des guten Onkels gingen mir sehr zu Herzen. Ich wünschte natürlich auch zu der ersten Gruppe gezählt zu werden und tat im Innersten das Gelöbnis, die Äpfel fortan nicht anders als papierdünn zu schälen.

Einmal aber tat ich dies auch in Gegenwart meines Vetters Erhard, des bekannten Rechtsanwalts.

„Was, zum Teufel, machst du da für Kunststücke mit deinem Apfel?" lachte er.

Ich aber fühlte mich gewappnet und es kam mir recht gelegen, ihm gegenüber auch einmal den Überlegenen spielen zu können. Ich holte des guten Onkels sieben gute Gründe aus meiner Erinnerung hervor, ohne ihm die Quelle meiner Weisheit zu verraten. Von dem Satz über die Versündigung wider die Natur erhoffte ich mir insbesondere eine niederschmetternde Wirkung. Er aber lachte sein bekanntes helles Lachen.

„Bist du dem alten Pedanten und seinen Schrullen wirklich aufgesessen?" sagte er. „Du hast seine Redewendungen vortrefflich im Sinn behalten." —

Ich sah mich durchschaut und wurde ein bißchen verlegen; allein ich hoffte die Selbständigkeit meiner Ansicht doch noch mit einigen Nachsätzen retten zu können.

Er ersparte mir indessen feinfühlig diese Mogelei, indem er mich gar nicht zu Worte kommen ließ.

„Du hast wohl, ohne dir dessen bewußt zu sein, sogar seinen Tonfall nachgeahmt. Nun, lieber Junge, ich entnehme daraus, daß du dir jedenfalls einige Gelehrigkeit noch bewahrt hast. Sieh, auch ich teile in gewissem Sinne die Menschen nach der Art, wie sie die Äpfel schälen, in Gruppen ein. Die erste, nämlich die der grundsätzlichen verschworenen Dünnschäler, enthält die kleinlichen Geister, die gerechten Kammacher. Bei den Juristen die Paragraphenfuchser, beim Militär die Knopfritter, bei den Ärzten die Mixturenverschreiber, bei den Lehrern die Schimmelreiter, bei den Kaufleuten die Pfennigdrücker — mit einem Wort, die sogenannten „Stützen der Gesellschaft". Daß dein General-Onkel, der verkalkte Junggeselle, der Fliegenfänger, der alte Knauser, auch aus dieser Partei ist, wundert mich keineswegs. Wenn es nur Leute dieses Schlages gäbe, so wäre noch nie eine frische Tat geschehen und es steckte die Welt in lauter Vorurteilen und Aberglauben. Ja, es verrät sich in der Tat die Eigenart des Menschen einigermaßen auch schon darin, wie er die Äpfel schält — mehr noch aber dadurch, welches Gewicht einer darauf legt, ob die andern ihre Äpfel so oder so schälen! Verstehst du, lieber Junge? — Übrigens, fühlst du denn nicht heraus, daß es bei dir geradezu den Eindruck der Erbschleicherei macht, wenn du dich so ängstlich bemühst, dir den Beifall des Alten zu erschälen?"

Bei Gott, daran hatte ich nicht gedacht. Das war mir peinlich. Aber es fiel mir in meiner Selennot ein höchst naheliegender Ausweg ein: Von nun an esse ich die Äpfel einfach ungeschält, dachte ich mir.

Dies tat ich denn auch, als ich einmal die Ehre hatte, in einer Gesellschaft neben Tante Isabell zu sitzen.

„Lieber Neffe," sagte sie mir, „das hätte ich von dir nicht geglaubt, daß du noch immer nicht gelernt hast, wie man die Äpfel in Gesellschaft ißt. Du beißest krachend hinein wie ein Bauer, daß einem die Ohren gellen. Es gibt wenig Geräusche, die einem gebildeten, wohlerzogenen Menschen derart auf die Nerven gehen, wie dieses. Es fehlt noch, daß du hörbar schluckst oder gar schmatzest!" —

Ich war ganz niedergeschlagen. — Seither verschwor ich mich, in Gesellschaft überhaupt keine Äpfel mehr zu essen. Ja, ich werde diesen Schwur halten — so leidenschaftlich gerne ich sonst die Äpfel habe . . . und wenn ich —"

Hortense lächelte.

„Hier, lieber Adolf," sagte sie verführerisch, indem sie ihm ihren Teller mit einem unterdessen sorglos geschälten Apfel hinschob.

„Eva!" stammelte er verklärt. — Und dann verzehrte er ihn trotz des Schwures — und nachher in Gedanken auch die Apfelschale.

(Aus der „Deutschen Tagespost"-Hermannstadt.)

Die Kunst im Dienste des Verbrechens.

Allerlei von Banknotenfälschern.

Von Max Rose.

Eine Verbrechensart, die bei den Ausübenden große künstlerische Fähigkeiten voraussetzt, ist die Fälschung von Banknoten. Die Hersteller sucht die Polizei deshalb in Kreisen von Zeichnern, Lithographen, Photographen, Kupferstechern und verwandter Berufsarten. Daß sich kürzlich ein Kunstmaler vor einem Berliner Gericht als Banknotenfälscher zu verantworten hatte, war, wenn man seine Vorbildung und fachliche Eignung in Betracht zieht, nicht gerade verwunderlich. Daß es sogar ein berühmter Künstler des zaristischen Rußland und der Sohn eines ebenso berühmten Elter -aars war, das die kaiserliche Akademie der Künste geziert hatte, macht den Fall interessanter. An sich aber eine fast alltägliche Erscheinung der Nachkriegszeit. Wo hohe Offiziere, Akademiker aller Grade sich als Stiefelputzer, Kellner oder Hausknechte ernähren müssen, da ist es nicht besonders verwunderlich, daß sich ein ehemals berühmter Künstler durch ein Verbrechen aus der Not zu retten sucht. Der Maler hatte englische Pfunde hergestellt, in Vertrieb gebracht und wurde dafür mit drei Jahren Gefängnis bestraft. Er verbüßt seine Strafe und man hat ihm gestattet, in seiner „freien" Zeit die Wände der Kapelle des Moabiter Untersuchungsgefängnisses mit Gemälden zu zieren.

Im Gegensatz von Hartgeld, hat die Fälschung von Papiergeld von jeher gereizt. Schon weil es einträglicher war. In Deutschland sind in der Vorkriegszeit am häufigsten die Ein- und Zweimarkstücke gefälscht worden. Die Prägung erforderte aber verhältnismäßig hohe Kosten für das Metall und das Handwerkszeug, der Absatz war schwierig und wenig lohnend. Es ist deshalb von der Herstellung falschen Hartgeldes in großem Maßstabe weder bei uns noch aus anderen Ländern etwas bekannt. In Paris hatten sich einmal im Quartier Latin ehemalige Studenten eine Falschmünzerwerkstatt eingerichtet, in der sie Zehnfrankstücke herstellten, die auf galvanoplastischem Wege mit einer dünnen Goldschicht überzogen waren. An sich ein interessantes Experiment, mehr aber nicht. Als Kuriosum sei kurz erwähnt, daß ein Falschmünzer längere Zeit ungestört die Fabrikation von Hartgeld in seiner Zelle im Zuchthaus zu Rendsburg fortsetzen konnte. Sein Kompagnon war ein Gefangenenwärter.

Die Fälschung von Papiergeld erfordert künstlerische Fähigkeiten, ist reizvoll und — sehr lukrativ. Am lukrativsten in Ländern, die bei der Herstellung ihrer Banknoten technisch nicht auf voller Höhe sind. Das war und ist immer noch Rußland und Italien. Schon in Friedenszeiten bestanden eine Menge Großkonzerne, die sich außerhalb Rußlands mit der Massenherstellung von russischen Banknoten befaßten. Wegen der nachbarlichen Grenzen verlegten sie meist ihren Sitz nach Deutschland. Der Schaden war so groß, daß die damals zaristische russische Regierung sich gezwungen sah, ein Polizeikommando nach Deutschland zu verlegen, das mit Unterstützung der deutschen Polizei unausgesetzt Jagd auf die Fälscherbanden machte. Aber nicht nur in Deutschland wurden russische Noten hergestellt. In Nizza entdeckte die Polizei im August 1912 ein Fälscherneſt, wo sie für 30 Millionen gefälschte Rubelnoten fand und beschlagnahmte.

Die besten Banknoten stellte stets England her. Papier, Druckerschwärze und Wasserzeichen spotteten allen Fälscherkünsten. Sehr erstaunt waren daher die Direktoren der Bank von England, als eines Tages bei ihnen ein Buchbinder vorsprach und sie darauf aufmerksam machte, daß man auf verblüffend einfache Art die Noten spalten und so aus jeder Note leicht zwei herstellen könnte. Er vollzog vor den Augen der verblüfften Sachverständigen das Experiment mit bestem Gelingen, erhielt ein Honorar von 1000 Pfund Sterling und die Bankleitung traf Vorsorge, etwaigen „Spaltereien" zu begegnen.

Nächst England wurden früher in Deutschland die besten Banknoten hergestellt. Die Reichsdruckerei bediente sich fast ausschließlich des Kupferdruckes. Eine wirklich gute für den Laien nicht erkennbare Fälschung war schwer und darum selten. Die Riesenfälschungen des bei der Reichsdruckerei angestellten Oberfaktors Grünenthal, die im März 1898 entdeckt wurden, waren ja keine eigentlichen Fälschungen. Er hatte „echte" Scheine in großen Mengen den Beständen entnommen und diese nur mit gefälschten Stempeln und Nummern bedruckt. Wie groß der von dem Fälscher angerichtete Schaden gewesen ist, wird wohl nie festgestellt werden können. Alljährlich wurden für mehrere Hunderttausende „Grünenthaler" von der Reichsbank eingezogen und als Verlust gebucht.

Mit Kriegsbeginn änderten sich auch die Herstellungsarten für Banknoten in Deutschland. Von Jahr zu Jahr wurde es schlimmer, und was dann die Inflationszeit an Papiergeld und Fälschungen brachte, übersteigt das Maß dessen, was je dagewesen. Eine besondere Kriminalabteilung mußte für die Verfolgung von Münzverbrechen eingerichtet werden. Sie arbeitet mit bestem Erfolg, aber überflüssig wird sie wohl nie werden. Je besser die Herstellungsarten für die neuen Banknoten werden, desto „künstlerischer" werden auch die Fälschungen hergestellt. Gegen die Kunst die sich in den Dienst des Verbrechens stellt, ist schwer anzukämpfen.

Der Tänzer.

Eine Karnevals-Anekdote aus dem 12. Jahrhundert.

Erzählt von Hans Gäfgen.

(Nachdruck verboten.)

Als Friedrich I., der den Beinamen Rotbart führte, zum deutschen Kaiser erwählt worden war, gab er in seinem Palaste zu Frankfurt am Main einen Maskenball, zu dem jeder freien Eintritt hatte.

Eine der eifrigsten Tänzerinnen war die Kaiserin.

Zu ihr trat mit einem Male eine Maske und lud sie zum Tanze ein. Die Kaiserin schlug das Begehren nicht ab, war es doch der gewandteste Tänzer, wie sie und die anderen längst gemerkt hatten.

So schwang sie sich mehr als einmal mit der Maske im Tanze, und alle blickten voll Bewunderung auf das Paar.

Da schlug endlich die Stunde, da die Masken abgelegt werden mußten.

Alle sahen voll Erwartung auf den Tänzer der Kaiserin, um zu erkennen, wer sich der Ehre rühmen durfte, sich mit der Herrscherin häufig im Tanze gedreht zu haben.

Ein Schrei des Entsetzens gellte durch den Saal: Nicht ein Ritter oder Graf war der Bevorzugte, sondern der Sohn des — — Schinders, auch Schelm genannt, welcher weit weg von Frankfurt in dem Orte Bergen hausen mußte, weil man sein Geschäft für ehrlos hielt, samt dem Menschenkinde, das ihm zu nahe kam.

Der Kaiser machte ein strenges Gesicht, als wolle er sagen: Ruft den Scharfrichter, daß er den Schinder hole.

Die Kaiserin aber bat um Gnade, und der Sohn des Schinders faßte sich ein Herz und sagte: „Kehrt's um, Herr Kaiser, so kann's gut geführt werden. Anstatt daß die Kaiserin durch meine Berührung ehrlos geworden, sagt lieber: ich sei durch sie ehrlich und ehrbar von nun an."

Da mußte der Kaiser lachen und entgegnete freundlich: „Du Schelm von Bergen! Für einen Schinder hast du wahrlich zu viel Verstand. Knie nieder! Du sollst zufrieden sein mit dem, was du dir ertanzt hast."

Der Schinder kniete nieder und wurde vom Kaiser zum Ritter geschlagen.

Sein Name blieb wie zuvor, „Schelm von Bergen", aber im geadelten Sinne.

Die Menschen aber, die den Saal füllten, jubelten dem Kaiser zu, und das Fest nahm seinen fröhlichen Fortgang.

Bunte Chronik

* **Die „Annonce" vor der Zeitung erfunden!** Montaigne (1533—1592) schreibt im 32. Kapitel des ersten Buches seiner „Essais" einige Zeilen, die das System der „Kleinen Anzeigen" unserer Tageszeitungen vorweg nehmen, bevor auch nur von einer Tagespresse gesprochen werden kann: „Mein verstorbener Vater . . . hat mir aus seinem gesunden Menschenverstand heraus einmal gesagt, er hätte gewünscht, die Einrichtung in Gang zu bringen, daß in den Städten ein Ort dazu bestimmt würde, daß sich dort diejenigen, die irgend einer Sache bedürften, hinbegeben und durch einen dazu bestellten Beamten ihre Angelegenheit vormerken lassen könnten, wie: „Ich habe Perlen zu verkaufen", „Ich möchte Perlen kaufen", „Der und der sucht Anschluß für eine Reise nach Paris", „Dieser offeriert sich als Diener in der und der Profession", „Dieser sucht einen Arbeiter", „Jener jenes ...", Jeder nach seinem Belieben. Und es scheint mir, daß dies Mittel, uns gegenseitig zu unterrichten, für den öffentlichen Verkehr Erleichterung bringen würde; denn bei jedem Anlaß gibt es Bedingungen, die sich suchen, und die, weil sie sich nicht finden, die Menschen in der größten Unannehmlichkeit lassen."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.